

Von unserem Waldfriedhof

Den in Solln meine ich; er ist Gottlob noch Wald. Kein Borkenkäfer und nur wenig Bomben haben ihn beschädigt. In Ast und Zweig rauscht es da draußen herrlich geheimnisreich. Emporgerissen wird man, ob man will oder nicht, weg von Erde und Staub in Fernen der Schönheit, wo nur die Geister selbst sich verständigen: Eine gewaltige Heimat der Wartenden! Heute möchte ich ein paar Gänge durch die Gräber gehen. Sagte nicht Goethe einmal, auf dem Markt und dem Kirchhof lerne man die Menschen am besten kennen?

I.

Der jüngst heimgegangene Bildhauer Heinrich Wirsing, dessen Wormser „Grablegung Christi“ in unserem lieben Kirchelchen in einem Abguß aufgestellt ist, hat dort drei Grabmale mit seinem Namen gezeichnet. Zunächst gehe ich an diesen vorbei. Da ruht an einer Wegkreuzung meine eigene Frau mit dem Blick über den Zaun hinaus ins Weite, wie sie es immer so gerne hatte. Die Idee zu einem ihr entsprechenden Gedächtnismal gab mein Sohn Helmut. Er liebt die Verbindung von Holzkreuz und Stein und schlug solche für unser Doppelgrab vor. Diesen Gedanken führte Freund Wirsing mit seinem feinen Sinn für Form bis ins einzelste aus, sich an ein Wort des alten Künstlers Caspar David Friedrich haltend: „Nebensache hin, Nebensache her! Nichts ist Nebensache in einem Bild; alles gehört unumgänglich zum Ganzen!“ Dann gingen wir zusammen zum Hochhaus. Ich weiß noch wie heute, wie mir mein Herz klopfte, als ich dort meinen festen Wunsch aussprach, auf dem Stein die Worte einmeißeln zu lassen:

„Jesus Christus, gestern und heute und derselbe in Ewigkeit.“ Solch Bekenntnis an so öffentlicher Stelle behagte den damals (1941) herrschenden Nationalsozialisten schlecht. Aber es gelang, die Erlaubnis durchzusetzen; Wirsing war den entscheidenden Herren genau bekannt und kämpfte es mit mir durch. So hat er dann mit Holzmann und Reichmann alles besprochen und eben noch (3. September 1943) war der Stein auf dem Friedhof gesetzt, als drei Tage darauf die Steinmetzbetriebe in Trümmerfeld verwandelt waren. Seitdem predigt meine Frau hell und klar da draußen von dem Jesus Christ; ihr eigener Name ist der aller kleinste Teil des Ganzen. Für den Fall, „daß ich nicht wieder zu Dir heimkommen kann“, hatte sie mir neben persönlichen Worten die von Luther im Briefumschlag zurückgelassen: „Wenn Gott hier einen und dort einen auf den Kirchhof schleudert und also als sein Körnlein oder Samen in die Erde wirft, das siehet für uns nicht anders aus, als sei es nun gar aus und sollt' ewiglich verderben. Aber er siehet und denket ganz anders und tuts allein darum, daß solche feine Körnlein auf den künftigen schönen Sommer nach diesem elenden Wesen sollen aufs Allerschönste wieder hervorkommen.“

Unweit steht von der Hand desselben Bildhauers das Mal für Emmy Lentrödt, unsere treue Freundin. Sie war ein tapferes Mitglied der „Bekennenden Kirche“ und hat keine Haft der Gestapo gescheut, Zeugnis abzulegen gegen das Antichristentum und hat dadurch viele Jugendgenossen gestärkt. Denn sie verstand, dabei ein fröhlicher Mensch zu bleiben und für alle Kunst und Wissenschaft ein offenes Herz sich zu bewahren. Dem alleinstehenden Vater war mit ihrem Heimgang sein Ein und Alles genommen. Noch sehe ich vor mir

das Bild, wie der mächtige Mann, auf beiden Seiten von seinen ebenso stattlichen Söhnen gestützt, zum Grab hinwankte. Er ließ ihr den Spruch aus der Bergpredigt von „denen, die reines Herzens sind“, mitgeben. Sein Leben galt der Arztwissenschaft für Zahn- und Kieferbehandlung und sein Name war weit über Deutschlands Grenzen hinaus bekannt. Jetzt hat sich der vornehme Mann voll Geist und Ideen ins gleiche Grab gelegt und ruht von seiner vielseitigen Arbeit aus.

Noch eine dritte Grabstätte hat Wirsing mit fein bemessenem Grabstein geschmückt: die des tiefeschürfenden Professors der Mathematik an der Technischen Hochschule hier und dann an der Universität in Heidelberg, Heinrich Liebmann. Er war der Sohn des Philosophen Otto Liebmann in Jena, dessen Gedichte „Weltenwanderung“ ein seltenes Zeugnis von Weltenweisheit und Macht der Liebe sind. Die griechischen Worte auf seinem Grabstein „Logos Kai Agape“ oder „Erkenntnis und Liebe“ umfassen auch das Wesen des Sohnes, dessen Arbeiten „Höhepunkte der mathematischen Forschung überhaupt bilden“. Ebenso, wie bei Lentrödt, liegen Vater und Tochter, eine hochbegabte Medizinerin, nebeneinander und schauen nun etwas von letzten Geheimnissen der Erkenntnis und Liebe. Nur das eine wäre herrlich, wenn auch der vermißte Sohn Mutter und Bruder beim Besuch des Friedhofs begleiten könnte. Wir denken an des Großvaters Ruf:

Wenn aus irdischem Gedränge, aus dem Lärm und Kampf der Menge, aus des Lebens Qual und Enge, wenn aus Zweifel und Verwirrung, wenn aus sündiger Verirrung sich Dein Herz sehnt nach Entwirrung,

blick hinauf zu jenen Zonen, wo die ew'gen Mächte wohnen über allen Erdenthronen!

Ein seltsames Erlebnis wurde mir zuteil, als ich an das Grab von Karl Fehrenberg trat. Es bereitete mir eine solche Überraschung, daß ich mich lange damit beschäftigt habe. Hier fand ich nämlich leibhaftig zwei Vöglein, im Gebüsch sitzend unter Wald; so recht behäbig schauten sie aus und doch ganz benommen von einer Erfahrung, die sie gemeinsam empfinden. Hinten im Relief steht nämlich ein Kreuz und darauf sind beider Schnäbel gerichtet. So etwas hatte ich noch nie auf einem Grabstein gesehen. Immer wieder dachte ich darüber, fand aber keine Lösung. In Kirchen findet man ja genug des Menschlichen und Allzumenschlichen an Bildern und Gleichnissen. Aber hier auf dem Friedhof? Eines Tags erklärte mir jemand: „Das wissen sie nicht? Das sind doch die beiden Finken! Nach alter christkatholischer Legende wollen sie dem Herrn am Kreuz zu Hilfe kommen, weil er sie so erbarmt. Sie versuchen, die Nägel aus seinen Händen zu entfernen. Das war schwerste Arbeit und mißlang. Sie hieben sich nur ihre Schnäbel wund und krumm. So hocken sie noch immer da, hilfsbereit, aber hilflos. Man nennt sie darum die Kreuzschnäbel.“ Wundersam zart klang mir das alles ins Ohr. Seither ging ich immer still an „meinen Vöglein“ vorbei, grüßte mit ihnen hinüber zu dem weißen Kreuz, verstand nur nicht, warum sie keine krummen Schnäbel trugen. Da hörte ich, daß der im Grab Ruhende ein bekannter Kammermusiker Münchens gewesen, und schrieb seiner Witwe, um nichts Falsches zu berichten. Da erzählte sie mir in lebendiger Anschaulichkeit von ihrer glücklichen Ehe. Neben

der Familie gehörte das Leben ihres Mannes seiner Geige. All die großen Meister der Tonwelt füllten ihm Herz und Hirn und führten ihm die Hand bei seinen Aufführungen im Staatstheater. „Also sind die Vöglein auf seinem Grab symbolisch zu verstehen?“ warf ich ein. „Doch nicht“, sagt sie weiter „Er liebte die Vogelwelt sehr und konnte oft in vollem Ernst und tiefer Freude sagen: „Ach! Die Vögel können es doch besser, als wir Musiker.“ Das Wort ist mir geblieben, und als nach schwerem Leiden und tiefem Weh sein Ende gekommen war, machte ich die Zeichnung für das Innenbild so, wie ich dachte, daß sie ihn in seinem Wirken am besten ehren sollte, brachte sie zu endgültiger Gestaltung zu Herin Hartung und dann ging sie ihren Weg weiter.“ Soweit die Erklärung des Menschen, der dem Heimgegangenen am nächsten stand. Und so klingen und singen die 35 Jahre tiefen Glücks, erfolgreicher Arbeit und endlichen Herzeleids im Zwitschern dieser Vöglein noch heute um das Grab. Diese harmlose Deutung ist doppelt groß, weil die Wahrhaftigkeit des Künstlers mitspricht in der Demut vor Gottes Schöpfung.

Den heutigen Rundgang darf ich schließen mit dem Grabmal, auf das mich zuerst Frau Professor Liebmann aufmerksam gemacht hat und das ich seither nicht vergessen kann. Hat es mir doch überhaupt Mut gemacht, diese Zeilen zum Jahrende zu schreiben. Ich meine die Stätte von Fritz Kolb. In fast abgelegenem Schatten der Bäume reckt sich ein wuchtiges Steinkreuz in die Höhe, als wollte es sagen: „Bis hierher und nicht weiter! Stehe still, Wanderer, und lies!“ Aber ich finde gar nicht viel zu lesen, keine der üblichen Inschriften von Namen, Geburt und Tod. Ein einziges Wort schaue ich: „Amen.“ Habe ich richtig gelesen? Findet sich nicht ir-

gendwo noch eine Andeutung? Nein, es bleibt bei diesem Wort. Das hat mich gepackt. Auf einmal läuft dies oft gehörte Wörtlein mit mir weiter. Wer so an seinem Lebensabend sprechen kann, ist selig. So oft ich an das Grab meiner lieben Frau gehe, besuche ich auch dies andere. Alles ist hier zusammengefaßt: Jauchzen und Jammer, Trost und Glauben, Wissen und Ahnen, meerestiefe Stille. — Die Witwe war so freundlich, mir zu erzählen, wie sie zur Wahl dieses Wortes gekommen. Eine entsetzliche Tragödie! Langjährige glückliche Ehe, erfolgreiches Schaffen, Hineingerissen in die Wirren 1945. Im Sturm voller Verzweiflung aus dem Leben geschieden. Die Ehre des Schuldlosen amerikanischerseits voll hergestellt. „Da konnte ich kein anderes Wort für das Andenken meines geliebten Mannes finden, als: Amen.“ Wahrhaftig, in solchem Wort hat Gott den Kreis der furchtbaren Verwirrungen gnädig abgeschlossen, allem Entsetzen ein Ende gemacht, und die Frau selbst fand den Frieden, den die Welt nicht geben und nicht nehmen kann.

Gott schenke uns heute die Kraft, auch zum alten Jahr mit all seinen Schrecken und Nöten zu sprechen „Amen“ und mit Luther zu singen:

Amen, das ist, es werde wahr,
stärk unseren Glauben immerdar.
auf daß wir ja nicht zweifeln dran,
das wir hiemit gebeten han'.
Auf Dein Wort in dem Namen Dein,
so sprechen wir das Amen fein.

Gottfried Traub.

bei der er auf geheimnisvolle Weise unter ihnen gegenwärtig sein wollte. Und so wurde das Mahl des Herrn fortan die Form ihrer Zusammenkünfte. Es gab von nun an in der Christenheit keine gottesdienstliche Zusammenkunft, die nicht Feier dieses Mahles gewesen wäre und jede dieser Feiern war ein neues Ostern, wie sie ja auch am ersten Wochentag als dem Erinnerungstag der Auferstehung stattzufinden pflegten. Man nannte diese Feier „Das Brotbrechen“ und die Apostelgeschichte erzählt von den ersten Christen Kap. 2, 42: „sie blieben beständig im Brotbrechen“ und Vers 46 „Sie brachen das Brot hin und her in den Häusern“ und 20, 7 berichtet sie, daß die Jünger in Troas am ersten Tage der Woche zusammenkamen, das Brot zu brechen und daß dabei Paulus gepredigt habe. Die Wortverkündigung in den ersten Gemeinden war nicht eine Sache für sich, sondern war in die Feier des Brotbrechens einbezogen, sie war einer ihrer Bestandteile.

Die Stimmung, in der diese Feier des Brotbrechens begangen wurde, war die einer überquellenden Freude. Die Stelle Apostelgesch. 2, 47 heißt wörtlich übersetzt: „sie nahmen die Speise und lobten Gott mit Jauchzen“. Es war die Freude an der unsichtbaren Gegenwart des Auferstandenen, die die Herzen erfüllte. Aus dieser Freude sind die Gesänge und Gebete geboren, die nach

her, daß das Sakrament aus unserem Gottesdienst verdrängt worden ist. Ohne Sakrament ist die Liturgie nur ein Stückwerk, sie gleicht einem Ring, dem der Stein ausgebrochen ist, an solch einem Ring hat man keine Freude. Eigentlich haben unsere Gemeinden ein ganz richtiges Gefühl, wenn sie die Liturgie im Predigtgottesdienst innerlich ablehnen. Die Liturgie verträgt sich nicht mit einem Gottesdienst, der von der Predigt beherrscht ist. Erfahrungsgemäß gilt dabei das Interesse der Gemeinde — und manchmal auch der Pfarrer — allein der Predigt und die Liturgie erscheint als Nebensache, als „Vorgottesdienst“ wie man früher allgemein gesagt hat. Sie wird zu einem Anlauf, der mit der Predigt zum Stillstand kommt und auf den nichts mehr folgt. Nach der Predigt tritt gewöhnlich ein gewisser Zustand der Erschlaffung ein, der noch verstärkt wird, wenn auf die Predigt eine endlose Reihe von Abkündigungen folgt. Anstatt daß die Predigt ins Gebet führt, wird der Gebetsgeist auf diese Weise vertrieben, was nun noch folgt, läßt man mehr oder weniger über sich ergehen, man hat eigentlich nur noch das Bedürfnis jetzt zum Ende zu kommen. Natürlich muß es auch Predigtgottesdienste geben, in denen die Predigt die Hauptsache ist und all den Aufgaben gerecht werden kann, die ihr aus dem Bedürfnis der Gemeinde und der Lage der Zeit erwachsen. Wo man